

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 23 (1929)
Heft: 4

Artikel: Die grosse Speisung : Text : Johannes 6, 1-13
Autor: Hubacher, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die grosse Speisung.¹⁾

Text: Johannes 6, 1—13.

Liebe Gemeinde! Wenn wir hier in der Kirche zum Gottesdienst zusammenkommen, bekennen wir damit demütig, dass wir mit dem Leben nicht allein fertig zu werden vermögen. Wir kommen zusammen als Arme und Suchende, als solche, die einen Mangel empfinden, den sie nicht selber decken können, die eine Not verspüren, für welche sie keine Abhilfe wissen. Darum beten wir zu Anfang unserer Zusammenkunft zu Gott und strecken die Hand aus nach ihm, weil wir seiner bedürfen in den Freuden und Leiden, in den Sorgen und Zweifeln des Lebens, in den Wechselfällen unseres Geschickes. Wir spüren, dass wir irgendwie eingeschlossen sind, von dicken Mauern umgeben, in ein Gefängnis gesperrt und möchten nun herauskommen aus diesem Gefängnis, sprengen die Mauern, die uns einschliessen und von wahren Leben und von wahrer Freude trennen, ein Ende machen der traurigen Gefangenschaft, zu der wir verurteilt sind. Wir spüren die Leere, in der wir stehen müssen, das Armselige, Unbefriedigende und Kärghliche unseres Lebens auch dort, wo es am schönsten und besten ist. Wenn wir in die Kirche kommen, bekennen wir diese Armut, stellen uns als solche hin, die gesegnet sein möchten und nun diesen Segen suchen, die von Gott wissen und ihn nun auch erfahren möchten als einen Befreier und Erlöser aus der Armut. Es ist etwas Ergreifendes, wenn man an all die Tausende und Hunderttausende denkt, die in allen Kirchen der Erde ihre Hand ausstrecken nach der grossen Gabe Gottes. Sie gleichen den Leuten im Evangelium, von denen es heisst: „Danach ging Jesus weg und es zog ihm viel Volks nach.“ Auch heute zieht viel Volks Jesus nach. Es ist ein unabsehbarer Zug von Männern, Frauen, Kindern, der Jesus nachfolgt und der von seinem Vater, von Gott und niemand anderem Befreiung aus seiner Not, das Ende seiner Gefangenschaft, Beseligung und Heil erwartet.

Denn freilich nicht nur unsere Not und unsere Armut bekennen wir, wenn wir hier in der Kirche sind, wir bekennen auch unseren Glauben und unsere feste Zuversicht, dass das nicht so bleiben müsse, sondern von ihm könne geändert und gewendet werden. Wir bekennen auch, dass wir in ihm den guten Hirten sehen, welcher sich der verirrtten, zerstreuten und geängstigten Herde erbarmt, sie sammelt, leitet und versorgt. In der Kirche spüren wir nicht bloss den Mangel unseres Lebens, da werden wir auch des überschweng-

¹⁾ Predigt, am 3. März 1929, dem Tage der Abstimmung über die Getreidevorlage, in der Friedenskirche zu Bern gehalten.

lichen Reichtums bewusst, der ihm verliehen ist und lernen Gottes Güte sehen und anbeten. Hier wird es uns ein tiefes Bedürfnis, uns unter diese Güte zu stellen und sprechen wir aus tiefster und innerster Ueberzeugung aus: „Herr, deine Güte reicht so weit der Himmel ist und deine Wahrheit so weit die Wolken gehen. Herr, du hilfst Menschen und Vieh. Wie teuer ist deine Güte, dass Menschen unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht haben. Sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses und du tränkest sie mit Wonne wie mit einem Strom, denn bei dir ist die Quelle des Lebens und in deinem Lichte sehen wir das Licht.“ In diesen Worten ist uns Gott, der Vater Jesu Christi, gegeben als unser Vater und Versorger und die Abhilfe des Mangels und die Wegschaffung der Not verheissen. Denn solche Worte sind ja nicht bloss Worte, sondern Kräfte der Zukunft und Worte des ewigen Lebens, die man eben nur bei Gott selbst findet. Solche Worte gestalten die Dinge neu und ändern die harten Verhältnisse, an denen gewöhnliche Menschenworte wirkungslos abprallen. In ihnen beginnt eine neue Welt aufzusteigen, die ihre Segnungen über die Menschenwelt ausgiesst. Da werden Worte zu einem Evangelium, das uns dessen gewiss macht, Gott sei wahrhaftig unser Gott und uns nahe, die Quelle unseres Lebens und könne Menschen und Tieren helfen, wenn er nur wolle.

Heute nun werden wir durch unseren Text vom Evangelium dazu ermutigt, auch in einer Sache von Gott und seinem Geist Hilfe zu erwarten, wo es am allerschwersten ist, nämlich bei der Versorgung unseres Leibes mit Nahrung, bei der Beschaffung des täglichen Brotes. Wir werden hier gelehrt, dass eine unserer Nöte, die wir in der Kirche fühlen und mit Gott in Zusammenhang bringen und ihm zur Lösung übergeben sollen, der Hunger unseres Leibes ist. Gott will, dass alle Menschen sich sollen sättigen und ihren Hunger stillen können und er entbindet die Kräfte, welche das Brot schaffen und der leiblichen Not in jeder Form steuern. Wie die jungen Vögel im Nest ihre Häse strecken, ihre Schnäbel weit aufsperrn, ungeduldig schreien und auf ihre Mutter warten und wie die Mutter pfeilschnell herbeifliegt und sie füttert, so sollen wir Menschen dessen versichert sein, dass uns Gott in unserer leiblichen Not nicht stecken lässt. Das wusste schon der Sänger des 145. Psalms, als er ausrief: „Aller Augen warten auf dich, dass du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Du tust deine Hand auf und sättigst alles, was da ist, mit Wohlgefallen.“

Und wohl gemerkt, wenn der Psalmsänger so redet und von der Speise spricht, die aus der Hand Gottes kommt und jedem zu seiner Zeit gegeben wird, so meint er damit nicht etwa bloss die Seelenspeise, das geistliche Brot, das Brot des Lebens, sondern er meint wirklich die Nahrung und Notdurft des Leibes, für dessen

Stillung er eine solch herrliche Verheissung gibt. Unser Text erzählt, dass Jesus auf einen Berg gestiegen sei und dann habe er die Augen aufgehoben und das viele Volk erblickt, das ihm gefolgt war und das Erste, was ihm in den Sinn kam, war der Gedanke: Wie sollen wir sie ernähren? Er fühlt, dass es seine Sache ist, sie mit Brot zu versorgen, er spürt die Verantwortung. Eine wunderbare fürsorgliche und väterliche Liebe legt er an den Tag, denn auch ein Hausvater zeigt sich den Seinigen als das, was er ist nicht allein dadurch, dass er sie geistig versorgt, indem er ihnen Ratschläge erteilt, Befehle gibt, Strafen und Lob austeilt, Mahnungen ausspricht und Trost spendet, sondern dadurch, dass er sie speist. Der Vater ist der Ernährer, er spendet das Brot, und so ist auch Gott darum unser Gott und müssen wir auch das in unsern Glauben einbeziehen, dass er uns unsere Speise gibt zu seiner Zeit. Komme man uns hier nicht mit dem Hinweis auf das Wort Jesu, das er dem Satan in der Wüste geantwortet hat, als dieser ihn veranlassen wollte, Steine in Brot zu verwandeln, mit dem vielgehörten Wort: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht.“ Jesus hat dieses Wort gesprochen, als ihn selbst hungerte, als er vierzig Tage gefastet hatte. Als er dagegen an d e r e hungern sah, hat er sich das tief zu Herzen gehen lassen und voll Besorgnis gefragt: „Wo sollen wir Brot für so viele Menschen kaufen?“ Gewiss, Brot ist nicht das Einzige, was wir brauchen, Brot ist vielleicht nicht einmal die Hauptsache, die wir nötig haben, und ohne Zweifel lebt der Mensch nicht vom Brot allein, aber dieses schöne und wahre Wort Jesu wird in unserem Mund zu einer empörenden Phrase, zu einer Beleidigung und zu grausamem Hohn, wenn wir es, wie es oft genug vorkommt, gegen andere brauchen, wenn wir es mit kauenden Muskeln und vollen Backen denen, die nichts haben, zur Belehrung vorhalten. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, aber er lebt auch vom Brot, und wenn uns Jesus im Unservater um das tägliche Brot bitten lehrt, so bringt er eben damit die Frage unserer Ernährung mit Gott und seiner Wahrheit in allernächsten Zusammenhang und zeigt, dass hinter der Frage nach dem Brot die Frage nach Gott auftaucht und wartet, ja, dass die Brotfrage eine Gottesfrage, eine Frage von religiöser Würde und Wichtigkeit ist. Wenn wir uns das recht vergegenwärtigen, verstehen wir vielleicht auch, warum in diesen Tagen, wo das Schweizervolk über seine Brotversorgung Entschlüsse fassen soll, die Geister so aufgeregte und die Leidenschaften so lebendig sind. Ein heisser politischer Kampf ist entbrannt, aber er spielt sich ab auf einem Hintergrund, von dem die Politiker nichts wissen. Wenn es so ungeheuer wichtig ist, wie die Brotversorgung unseres Landes gestaltet wird, so ist es nicht nur darum wichtig, weil das Brot ein so allgemeines Volksnahrungs-

mittel ist und im Haushalt eine umso grössere Rolle spielt, je kleiner das Einkommen und je grösser die Kinderzahl ist, sondern darum, weil wir die Verheissung haben, dass Gott seine Hand auftue und jedem seine Speise gebe zu seiner Zeit und weil uns das Evangelium um das Brot bitten heisst und uns so glauben lehrt, dass es eine Gottesgabe ist.

Dass Gott unser Gott ist und sich unser leibliches Wohl angelegen sein lässt, das zu glauben ist ganz besonders dort schwer, wo man um die Ernährung in beständiger Sorge sein muss, wo man wenig oder kein Brot hat. Es gibt keinen Mangel, der den Menschen seelisch so bedrückt wie der Mangel an Brot. Nichts kann den Menschen so entmutigen und kann so völlig allen frohen Glauben zerstören, wie wenn wir in Angst sein müssen um die ausreichende Ernährung unserer selbst und derer, die uns anvertraut sind. Wir haben das alle während des Krieges selber erlebt. Die Aeltern unter euch erinnern sich gewiss noch, was für bange Sorgen in den Jahren 17 und 18 in unseren Gemütern einzogen, wenn bekannt wurde, der von der eidgenössischen Getreideverwaltung eingeführte Vorrat an Brotgetreide reiche nur noch für vierzehn Tage, höchstens drei Wochen. Da konnten wir nicht viel anderes denken als an diese Gefahr, an diese entsetzliche Möglichkeit einer ausbrechenden Hungersnot. Wir sind damals sehr kleinmütig gewesen. Zu verwundern ist das übrigens nicht, sehen wir doch den gleichen Kleinmut auch bei den Jüngern Philippus und Andreas in unserer Erzählung des Evangeliums. Auch sie können in dem Augenblick, wo sie das viele Volk und die wenigen Brote und Fische sehen, nichts anderes denken als: es langt nicht. Auch sie, die Jünger des Herrn, werden durch die Gefahr eines zutagetretenden Nahrungsmangels gleichsam blind gemacht für die Hilfe, die es in diesem Mangel gibt und die ihnen so unendlich nahe war. Sie sehen nur die drohende Not und den Mangel, sie sehen nur die hungrigen Mäuler, mehr nicht. Sie glauben nicht, sie sind entmutigt und kleingläubig. Luther sagt hiezu: Wenn die Jünger geglaubt hätten, so hätten sie fröhlich gesprochen: „Wir haben zwar nur fünf Brote und zwei Fische, das ist nicht genug für fünftausend Menschen, aber gottlob dass wir dich bei uns haben, lieber Herr Jesu, denn durch deinen Segen und Hilfe, ob wir gleich keinen Heller haben und in der Einöde sind, wollen wir dennoch genug haben.“

Wenn es schwer ist, den Glauben an Gott festzuhalten, wenn der Mangel einkehrt und der Hunger sein Haupt erhebt, um wie viel schwerer ist es für den, bei dem der Mangel da ist und der den Hunger nicht nur kommen sieht, sondern ihn leidet. Hunger leidet. Ich weiss nicht, ob jemand unter uns ist, der weiss, was es heisst, Hunger zu leiden, wahrscheinlich nicht. Wenn wir von Hunger reden, meinen wir ja gewöhnlich etwas ganz anderes, etwas viel

harmloseres, viel gemüthlicheres. Es soll einmal ein Richter zu einem Angeklagten, der wegen Diebstahl vor ihm stand, gesagt haben: „Was, aus Hunger wollen Sie gestohlen haben und das soll eine Entschuldigung sein. Schämen Sie sich, ich habe alle Tage, wenns gegen den Mittag geht, einen wärschaften Hunger, aber deswegen stehle ich doch nicht.“ Dieser Richter wusste nicht was Hunger ist. Hunger ist eben etwas anderes als der gute Appetit, den wir vor dem Essen alle verspüren, wenn wir gesund sind. Wo Hunger ist, ist kein Glaube möglich, denn Hunger bedrückt und entmutigt nicht bloss, er treibt den, der ihn leidet, in die Verzweiflung. Hunger ist kein guter Nährboden für schöne Regungen der Seele, kein Acker, auf dem Tugenden wachsen. Wo Hunger ist, hört der ideale Sinn auf, der Hochflug der Gedanken ist vorbei, der Sinn klebt am Boden, die Gedanken werden niedrig und grob, es können die Fäuste sich ballen und auf die Lippen können Fluchworte steigen. Im Hunger tut der Mensch, was er sonst niemals tun würde, was er immer gescheut, ja gefürchtet hat, da lernt er lügen und stehlen, lernt die Gemeinheit. Hunger macht gottlose Menschen, er trennt den Menschen von Gott. Denn für ihn ist der Hunger etwas völlig anderes als für das Tier. Das Tier leidet auch, wenn es hungert, der Hunger presst ihm auch den Schrei des Schmerzes ab, er tut ihm auch weh und kann sich zur Unerträglichkeit steigern, der Hunger wird sich in Heisshunger wandeln und schliesslich zum Tode führen, aber es wird immer alles auf der gleichen Linie bleiben. Wenn der Mensch hungert, ist es etwas anderes. Dann hungert einer, dem die Verheissung gegeben worden ist, dass ihm Gott seine Speise geben werde zu seiner Zeit, einer, der um das tägliche Brot bitten kann. Ihm tut der Hunger nicht bloss weh, er beleidigt ihn und bedeutet für ihn Erniedrigung und Entwürdigung. Darum das Lasterwort auf den Lippen des Darbenden, darum die Abkehr von Gott, die wir bei denen beobachten, die Hunger leiden oder deren Leben doch nichts anderes ist als ein beständiger Kampf um das Allernötigste, ums Brot, das den Hunger stillt und das Hungergespensst verscheucht.

Nun kommen wir in unserem Text zu dem 10. und 11. Vers, wo es heisst: „Jesus aber sprach: Schaffet, dass sich das Volk lagere. Es war viel Gras an dem Ort. Da lagerten sich bei fünftausend Mann. Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie den Jüngern, die Jünger aber denen, die sich gelagert hatten, desgleichen auch die Fische, so viel sie wollten.“ In diesen Worten ist es deutlich ausgesprochen und dargestellt, wie Jesus die Brotfrage, die Frage nach der Nahrung, löst und dem Mangel abhilft. Mitten in ihrem armseligen Leben, wo die Einen im Ueberfluss sind und darum an Gott vorbeikommen und die andern darben und sich darum von ihm abkehren, dürfen die Menschen glauben an die Schöp-

ferkraft desjenigen Gottes, der im Anfang Himmel und Erde geschaffen hat und das, was aus ihm gekommen ist, auch am Leben erhalten will. Weil es sich beim Brot und seiner Beschaffung wirklich um Gott und sein ewiges Reich handelt und es sich am Brot entscheidet, ob dieses Reich besteht, darum wird er diese Frage auch lösen und das Brot, wo es nötig ist, geben. Nicht darauf kommt es an, ob es uns gelingen werde, unsern Bedarf zu decken, sondern ob es ihm gefällt, uns an seiner Fülle teilnehmen zu lassen und wenn sich die Menschen an Gott wenden und sehen, wo ihre eigentliche Not ist, da werden sie auch als Gäste an Gottes Tisch geladen und von ihm reichlich versorgt. Es wird ihnen zwar nicht die Arbeit und die Mühe, unter Umständen auch nicht der Kampf, aber die Sorge und der Kummer ums Brot abgenommen, und sie dürfen es herrlich erfahren, wie wahr es ist, wenn es im Psalm heisst: „Es ist umsonst, dass ihr früh aufsteht und hernach lange sitzt und esset euer Brot mit Sorgen. Der Herr gibt es den Seinen im Schlafe.“ Das ist freilich nicht leicht festzuhalten und zu glauben, aber eben zu diesem Glauben sind wir berufen, wenn wir um das tägliche Brot bitten, zu dem Glauben, in welchem wir nicht bloss auf unsern Mangel, sondern mit Zuversicht und gewissem Sinn auf Gottes gebende Hand schauen. Es ist wunderbar, mit welcher Eindringlichkeit uns das heutige Evangelium dies nahe bringt, wie Jesus hier den Menschen, die ihm in die Einöde gefolgt sind, den Tisch deckt. Er lässt sie sich lagern und teilt nun aus, nachdem er gedankt hat, und sein Segen kann bewirken, dass aus dem Wenigen viel wird. Unter seinen Händen ist das Brot gewachsen und gemehrt worden, sodass alle bekamen so viel sie wollten, eine seltsame, unerhörte Art der Brotversorgung. Man nennt es ein Wunder und doch ist, was hier geschieht, im Grunde nichts anderes als was wir alle Tage vor Augen haben, wenn Gott in der Natur aus Kleinem Grosses, aus Wenigem viel werden lässt. Erleben wir es nicht alle Jahre, dass Gott das Brot der Erde, ihren Ertrag an Nahrung mehrt, wenn er aus einem Korn hundert Körner, aus einem Apfelkern einen Baum und neue Äpfel und aus diesen wieder neue Bäume wachsen lässt und dadurch zeigt, dass sein Wille, zu geben und zu mehren, wenn wir ihn nur recht verstehen, schier ohne Grenzen ist? Gewaltig wird uns das gepredigt durch das Evangelium von der grossen Speisung. Und wenn nun auch wir unsere Not vor Gott bringen und die Last der Nahrungssorgen als von ihm uns aufgelegt annehmen, tragen und die Sorge zu wenden suchen, dann ist uns verheissen, dass er auch bei uns der Not steuern und die Last abnehmen werde, denn wenn er uns die Gnade gibt, dass wir den Hunger als einen Hinweis auf ihn empfinden und seine Barmherzigkeit unser Essbedürfnis benützt, um in uns die Bitte um seine Gabe zu erwecken, dann wird er diese Gabe auch nicht ver-

weigern, sondern wahr machen, was er in einem andern Psalm verheisst: „Reiche müssen darben und hungern, aber die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Gut.“ (Psalm 34, 1.)

Und wie uns das Evangelium lehrt, die Güter des Lebens von Gott zu erhoffen und zeigt, wie sie wirklich von ihm kommen, so lehrt es uns auch, wenn sie da sind, sie recht brauchen und zu ihnen Sorge tragen. Wir werden angehalten, was wir nicht haben an solchen Gütern, von ihm mit Gewissheit des Herzens und froher Zuversicht zu erwarten und was wir haben, mit Weisheit und kluger Umsicht zu brauchen und damit an den Tag zu legen, dass wir es schätzen. Das lehrt uns unser Evangelium dort, wo es uns erzählt, dass Jesus Befehl gegeben habe, die übrig bleibenden Brocken in Körbe zu sammeln. Man hätte vielleicht denken können, wenn es ihm gegeben war, dass das Brot unter seinen Händen gewachsen war und sich gemehrt hatte, er hätte nun die Resten achtlos liegen lassen, denn was man im Ueberfluss haben kann, das schätzt man zuletzt nicht mehr. Das Volk, das vorher gedarbt hatte, bekam ja jeder so viel er wollte, es schwamm also förmlich in Brot und hatte Fülle und Ueberfülle, und nichts wäre natürlicher, als dass sich Jesus weiter um solche Sachen nun nicht mehr gekümmert, sondern die herumliegenden Reste achtlos liegen gelassen hätte. Aber das geschieht nicht. Er lässt die Reste sorgfältig zusammentragen, nichts darf liegen bleiben, nichts vergeudet werden. Dieser Teil unseres Evangeliums wird gewöhnlich übersehen, auch als ein übrigbleibender Brocken liegen gelassen. Wir aber wollen auf ihn achten und auch noch in unsere Körbe sammeln. Da fehlt es uns nämlich vielfach am rechten Sinn, nämlich so, dass wir Gottes Gaben, wenn sie uns gegeben sind und wir sie besitzen, nicht zu besitzen und zu nützen verstehen, sie statt zu brauchen missbrauchen und damit vergeuden. In meinem elterlichen Hause sind wir Kinder streng dazu erzogen worden, dass wir am Tisch auch nicht das kleinste Stückchen Brot durften liegen lassen, obschon meine Eltern immer genug Brot herbeizuschaffen vermochten, dass man nicht eigentlich das Brot hätte sparen müssen. Und wir hätten es auch niemals gewagt, ein Stück Brot auf die Strasse zu werfen, wir hätten das als ein grosses Unrecht empfunden, wir hätten das Brot damit geschändet. So ist es uns Kindern in Fleisch und Blut übergegangen, dass man das Brot nicht schänden darf. Aber gerade dieses Unrecht, freilich nicht mehr mit dem Stücklein Brot, sondern mit den Gütern des Lebens überhaupt, ist es, das wir immer wieder begehen. Wie oft geschieht es, dass die Menschen übermütig werden, wenn es ihnen wohlergeht. Es wird viel verdient, also wird viel ausgegeben, es ist Brot und alles Nötige in genügendem Masse vorhanden, also schätzt man es nicht mehr. Da verstossen wir gegen den klaren Willen Gottes, der uns lehrt, mit dem, was wir seinem Segen zu

verdanken haben, haushälterisch umzugehen und die guten Tage für die bösen vorsorgen zu lassen. Ich weiss nicht, ob wir das überhaupt tun würden, ob wir nicht alle Güter verschleudern, die Gaben Gottes rücksichtslos zertreten und verzetteln würden, wenn uns nicht schon unsere menschliche Vernunft das abraten würde, die uns vor Augen hält, dass nach Zeiten des Ueberflusses solche des Mangels kommen können und es schon darum ratsam ist, zu sparen.

Aber es gibt eine weit schlimmere Art, das Brot zu schänden, als wenn das Haushalten und Sparen vergessen wird. Es gibt Menschen, die die Güter der Erde auf eine solche Weise schänden, dass sie sie zwar nicht vergeuden und verzetteln, sondern treulich aufbewahren und dann benützen, um sich an ihnen zu mästen. Gerade mit dem Gut, von dem heute die Rede ist, mit dem Brot oder dem Brotgetreide, geschieht das oft genug und wir können nicht anders, als auch auf diese Sache das Licht des Evangeliums fallen lassen und sie liegt in diesem Lichte sehr einfach und klar, nämlich so: Es gibt Menschen, die das Brot und das Brotgetreide aufbewahren, aber nicht, um dem Befehl Gottes zu gehorchen und in den Tagen des Ueberflusses weise vorzusorgen für die Tage des Mangels, sondern um aus dem Segen der Erde, den Gott gibt, Nutzen zu ziehen und an ihm Profit zu machen. Sie sammeln das Brot, das nicht sofort gegessen werden kann, nicht nur in Körbe, sondern in grosse Scheunen und mächtige Lagerhäuser, halten es zurück, lassen es rar und teuer werden und wenn das erreicht, der Preis gestiegen ist, setzen sie es ab und drücken die Armen. Als Jesus die Brocken aufzuheben und sorgsam zu sammeln gebot, wollte er offenbar nicht, dass das Brot dazu diene, die Körbe der Getreidespekulanten zu füllen, die es dadurch schänden und Gott lästern, indem sie sich an dieser Gabe bereichern. Das Brot ist heilig, weil es Gott heiligt und allen Menschen in ausreichendem Masse geben will, aber dann müssen wir es auch geschehen lassen, dass Gott nicht nur einzelnen Menschen, wenigen Bevorzugten die Scheunen füllen will, damit sie die alten abbrechen und neue und grössere bauen und sprechen können: „Iss und trink und sei guten Mutes, du hast nun einen Vorrat auf viele Jahre“, und daran zu Narren werden, denen doch in der Nacht die Seele abgefordert wird, sondern dass er allem Volk den Tisch deckt. Nur wo die Last des Hungers gemeinsam getragen wird und kein Volksgenosse sich auf die Seite macht, um diese Last nicht zu tragen, wird Gott sie uns abnehmen und den Mangel in Fülle verwandeln.

E r n s t H u b a c h e r.